

Weiden im Wald – vom Unholz zum vielfach nützlichen Mischungselement

von Georg Sperber

So entstand der deutsche Försterwald

Die Tagung der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald zum Baum des Jahres 1999 fand nach dem Kalender der Kelten am 3. Tag im Weidenmonat statt, der in der Zeit vom 15. April bis zum 12. Mai lag. Weiden hatten in der Vorstellung unserer Vorfahren ebenso wie alle Erscheinungsformen ihrer Umwelt ihre bestimmten und wichtigen Bedeutungen. Heute wird immerhin noch der „Vorfrühling“ nach den phänologischen Jahreszeiten mit der Blüte von Hasel und Salweide definiert, der Imker freut sich über erste Bienentracht und auf dem Land lassen sich Katholiken Palmweiden segnen.

Die Einschätzung der Weiden durch Förster und Waldbesitzer hat im Laufe der Forstgeschichte einschneidende Wandlungen durchgemacht. Allein schon der Seitenumfang, den Waldbaulehrbücher und Fachlexikas diesen Gehölzen widmeten, spiegelt den jeweiligen Grad der Wertschätzung wieder wie dieser Rückblick auf die einschlägige Literatur zeigen wird.

Für die ökologische Verfassung unserer Wirtschaftswälder ist es entscheidend wichtig, wie mit den einheimischen Baumarten umgegangen wurde. Die deutschen Wälder sind charakterisiert durch eine tiefgreifende Umwandlung unserer Naturwälder vorwiegend aus Buchen, Eichen und Tannen in Kunstforste aus Fichten und Kiefern, zwei in den Primärwäldern unserer Breiten auf Sonderstandorte beschränkte rare Arten. Auch wenn es Förster nicht gerne hören, in Deutschland wurde der „Holzacker“ erfunden, die Plantagenwirtschaft mit ein, zwei, überwiegend standortsfremden Nadelbäumen, „wood factory“ und „man made forests“, denen heute zu unserem Bedauern weltweit Urwälder weichen müssen. Vor Beginn der klassischen deutschen Forstwirtschaft in der Mitte des 18. Jahrhunderts herrschten (im ehemaligen Reichsgebiet) die Laubbäume mit drei Vierteln Anteil vor. Bereits um 1883 war der Laubwald auf ein Drittel, 1937 nahezu auf ein Viertel der Waldfläche zurückgedrängt. Verlierer waren vor allem die natürlichen Hauptbaumarten Buche und Eiche. Dieser negative Trend hält bis in unsere Zeit an, zumindest bis zum Zeitpunkt der letzten Waldbilanz, der Bundeswaldinventur 1987 bis 1990 für die alte BRD. In keiner Zeit sind weniger Buchen und Eichen nachgewachsen als in den letzten vierzig Jahren vor dieser Inventur. Ganze 8% Buchen und 5% Eichen finden sich in den beiden jüngsten Altersklassen unserer Wälder (Abb. 14).

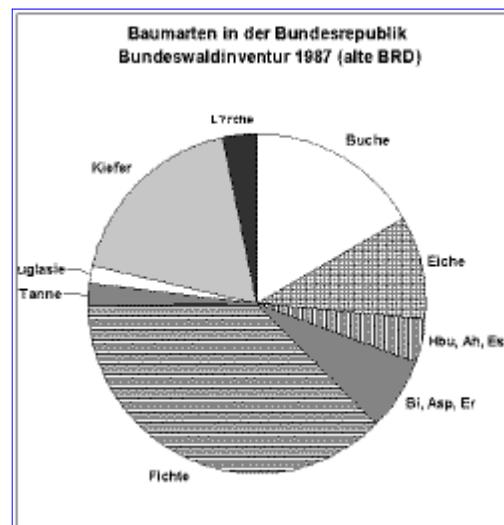


Abb. 14: Baumarten in der Bundesrepublik Deutschland 1987 [Quelle: Bwi i]

Noch übler erging es der Weißtanne, ursprünglich die am weitesten verbreitete heimische Nadelbaumart. Seit 1988 steht diese sogar auf der Roten Liste der gefährdeten Arten. Ein Exot, die nordamerikanische Douglasie, ist inzwischen mit 1,8% Anteil so häufig wie die Tanne, in der jüngsten Altersklasse ist sie bereits fünfmal häufiger als die Tanne, selbst wenn dieser die inzwischen angebauten ausländischen Tannenarten wie die nordamerikanische Küstentanne zugerechnet werden.

Und wo blieben die Weiden bei dieser dramatischen Entwicklung im deutschen Wald?

Der tatsächliche Anteil der Weiden ist nicht bekannt. Statistisch werden Weiden in der Kategorie „sonstige Laubbaumarten niedriger Umtriebszeit“ erfasst, in der „Weichlaubhölzer“ wie Weiden, Pappeln und Erlen mit den „Pionierbaumarten“ wie Birken und Vogelbeere zusammengefasst sind. Der Anteil dieser „sonstigen“ Arten ist in der jüngsten Altersklasse der Wälder mit 16,4% überraschend hoch, höher als Buche und Eichen zusammen, die es gerade noch auf 13,8% bringen (Abb. 15). Selbst in der zweiten Altersklasse, den 21 – 40jährigen Wäldern, sind diese Weichlaubhölzer und Pioniere mit 12% fast so stark wie die Hauptbaumarten Buche und Eiche vertreten (13%). Dann allerdings werden die „Sonstigen“ rasch seltener. Dafür ist mehr noch als die bescheidene natürliche Lebenserwartung dieser kurzlebigen Arten die übliche Form der „Waldpflege“ schuld, die traditionell diese als unerwünschte „Unhölzer“ herausgehauen hat.

Der außergewöhnlich hohe Anteil der „Laubbäume niedriger Umtriebszeit“ überdeckt die nach wie vor trostlose Situation der Buche und Eiche, das Waldbild wird dadurch geschönt, die forstliche Erfolgsbilanz durch einen insgesamt angestiegenen Laubanteil verschleiert.

Denn, darüber ist die breite Öffentlichkeit kaum informiert, der deutsche Wald „verfichtet“ weiter. In keiner Altersklasse ist der Fichtenanteil so hoch wie in der jüngsten, die in den letzten zwanzig Jahren vor der aktuellen Waldinventur 1990 nachgewachsen ist. Dabei gibt es sehr deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Waldbesitzarten. In den Staatsforsten war der Gipfelpunkt der Fichtenmanie schon vor 60 bis 80 Jahren erreicht. In den privaten Forsten jedoch steigt der Fichtenanteil und der ihrer auch betriebswirtschaftlich höchst dubiosen Monokulturen mit beängstigender Regelmäßigkeit (Abb. 16 und 17).

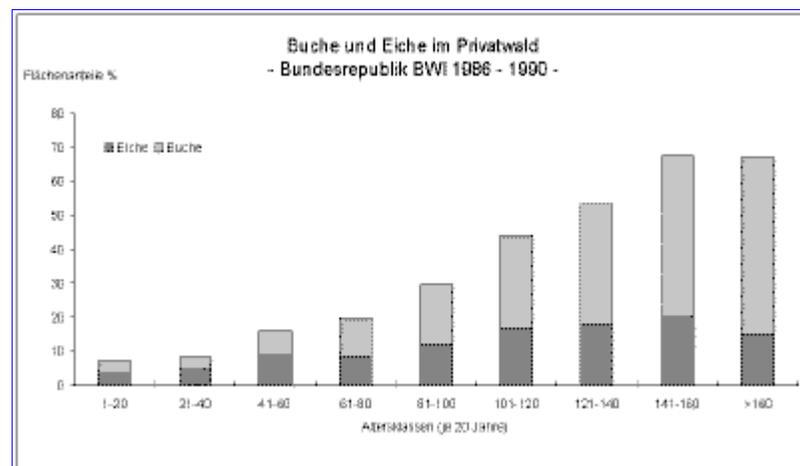


Abb. 15: Buchen- und Eichen-Anteil im Privatwald Deutschlands [Quelle: Bwi i]

Weiden in der Zeit der vorindustriellen bäuerlich-bürgerlichen Waldwirtschaft

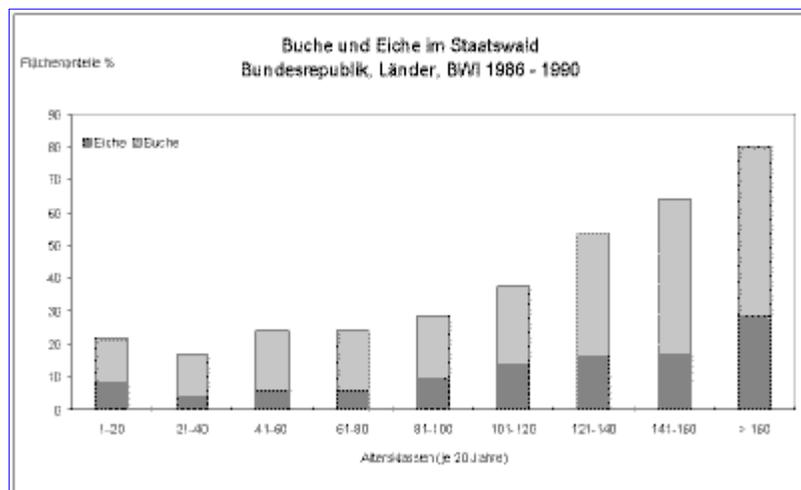


Abb. 16: Buchen- und Eichen-Anteil im Staatswald Deutschlands [Quelle: Bwi ij]

Im „hölzernen Zeitalter“ bis 1800 wurden die Weiden wie alle heimischen Holzarten geschätzt und ihr Holz und die biegsamen Ruten vielfältig verwendet. Der ungemein breit gefächerte Bedarf einer bäuerlich-bürgerlichen Gesellschaft an hölzernen Ressourcen sicherte allen heimischen Baumarten ihren Platz im reich gemischten Wald. Meine Betrachtung beschränkt sich schwerpunktmäßig auf die **Salweide** (*Salix caprea*), die eigentliche Weidenart des Waldes, die vom Flachland bis in die Bergregionen hinauf auf nahezu allen Standorten als typische Pionierbaumart vorkommt. Die anderen Arten, vorweg die edle Silberweide, sind an Wassernähe gebunden und bilden dort die „Weichholzaunen“.

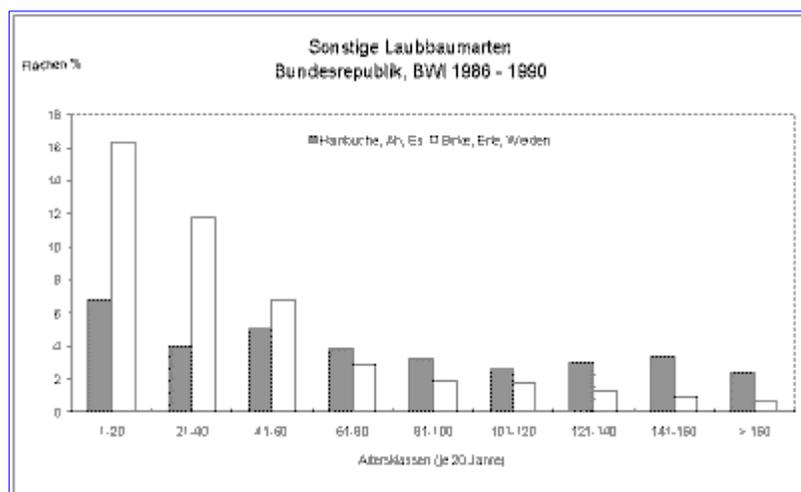
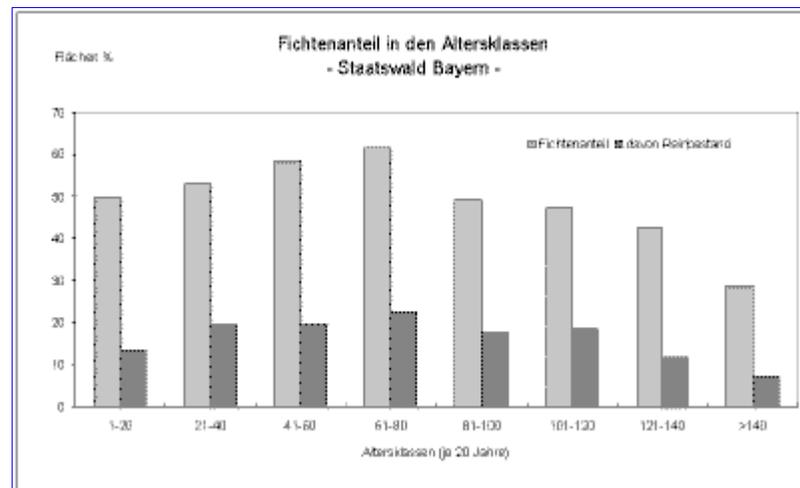
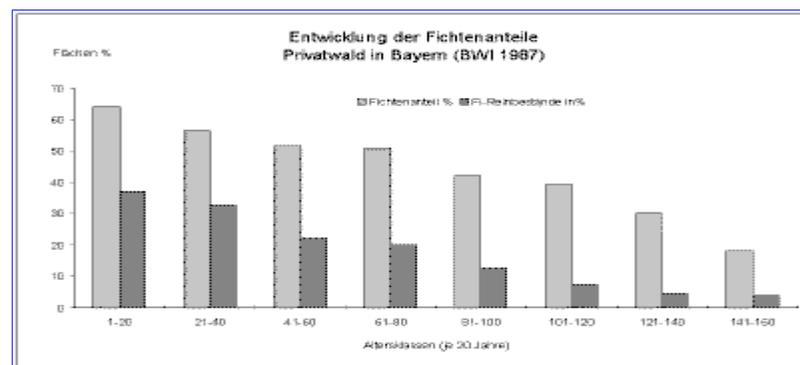


Abb. 17: Anteile der sonstigen Laubbaumarten im Staatswald Deutschlands [Quelle: Bwi i]

Im Forst,- Jagd und Weidwerkslexikon des Johann August Großkopf von 1759 finden wir zur Salweide: „*Sahl- oder Saalweide, gehört unter die weichen Laub- und Busch-Hölzer, es hat ein starckes, ruppichtes und etwas rauhes Laub, und eine weiß grünlichte Schale, wächst auch in Schwartz-Wäldern (d.s. Nadelwälder) vielfältig und ist überall zu dulden und wohl zu gebraucher*“. Für die damalige Einwertung der Weichhölzer bietet er eine treffliche Definition: „*Weich Holtz wird darum also genennet, weil es leicht und wohl zu verarbeiten ist, bald zur Flamme kommt, und geschwinde lodert, aber keinen Nachhalt, siehe hart Holtz*“.

Klassische Forstwirtschaft: Kein Platz für Weiden im „neuen Wald“

Als die Forstwirtschaft als wissenschaftliche Disziplin sich an Hochschulen etablierte, zuerst an der Forstakademie in Tharandt bei Dresden, wurde begonnen, die Wälder planmäßig zu Stätten nachhaltiger Produktion eines möglichst hohen Holzertes umzufunktionieren. Für den rasch steigenden Bedarf der sich entwickelnden Industriegesellschaft genügten einige wenige genormte Massensortimente, bevorzugt aus Fichte und Kiefer. Das Laubholz, besonders die Buche als bisher wichtigste Energiequelle, wurde mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes durch die jetzt allgemein verfügbare fossile Kohle verdrängt.

**Abb. 18:** Fichtenanteil in den Altersklassen des Bayerischen Staatswaldes [Quelle: Bwi i]

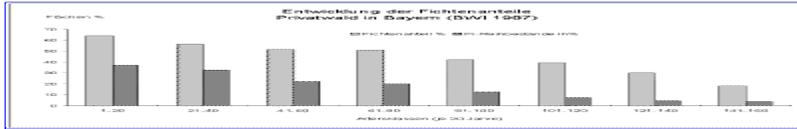


Abb. 19: Entwicklung der Fichtenanteile Privatwald in Bayern (BWI 1987) [Quelle: Bwi i]

Der Forstklassiker Wilhelm Leopold Pfeil bezeichnete die Kiefer als edelste Baumart, weil diese die menschlichen Bedürfnisse am umfassendsten befriedige. Die zwar besonders nützliche Fichte beanspruche zu gute Böden, die auch deshalb besser für die Landwirtschaft zu roden seien. Vollends die Eichenwirtschaft sei ein Luxus, den sich nur leisten könne, der lieber Eichel als Weißbrot esse. Den unabwiesbaren Bedarf an Eichen könne man ja, wie dies alle entwickelten Staaten täten, durch Import aus unterentwickelten Ländern decken. Die Buche musste bei dieser Denkart zur „faulen Aristokratin“ der Wälder abgewertet werden.

Trotz dieser rigid rationalistischen Einstellung behandelt Pfeil in seinem Waldbaulehrbuch von 1829 die Weiden noch sehr eingehend und sehr differenziert und widmet ihnen zehn der insgesamt 428 Buchseiten. Er verweist die Weiden künftig ausschließlich in den Stockausschlagbetrieb der Niederwälder, wo sie vorteilhaft seien wegen ihres hohen Zuwachses an Brennholz, das bei der Salweide immerhin Dreiviertel des Nutzwertes der hierfür besonders hoch geschätzten Buche ausmache. Für die eigentliche Forstwirtschaft seien jedoch künftig Weiden ohne Wert. Wichtig könnten diese für den Landwirt in holzarmen Gegenden als Bewuchs der Weg- und Uferländer sein. Dabei seien Kopfholzbestände der „Weißen Weide“, also der Silberweide, allen anderen vorzuziehen. Für den Forstwirt seien solche Aspekte insofern von Interesse, weil dadurch leicht die auf den Wäldern lastenden Brennholzrechte abgefunden werden könnten.

Unsere Salweide „wird zwar ein Baum, kommt jedoch gewöhnlich nur als Strauch vor, und wir wollen sie daher auch unter diese zählen“. Ein „Baum mäßiger Größe, sperriger, unregelmäßiger Wuchs, der schnell nachlässt, ist deshalb auch weder als Baum- noch als Kopfholz zu empfehlen“. Wie man das Holz der Salweide verwendete, schildert Pfeil dennoch eingehend: „Korbspäne, Harken, Stiele, Sensenbäume und dgl., da es sehr zähe und ziemlich fest ist (ungeeignet für Korbruten und Reifstäbe)“.

Unholz im rationellen Holzacker

Im eigentlichen Wald, in den jetzt entstehenden „neuen Wäldern“, war nach Pfeils Meinung für die Weiden kein Platz mehr: „In den Wäldern haben diese Weiden nur geringen Wert, und sind deshalb als Baumholz gar nicht einmal zu dulden“. „Hier passen sie aber nicht zur Vermischung mit anderen Hölzern, denn bei ihrem außerordentlich schnellen Wuchs überwachsen und verdämmen sie diese, sterben hernach bei ihrer geringen Lebenserwartung bald ab, und verursachen so leicht lückenhafte Bestände. Auf Nutzholz ist vom Baumholz beinahe gar nicht zu rechnen, und selbst das Brennholz ist in holzreichen Gegenden wegen seiner geringen Güte häufig gar nicht abzusetzen. Der Forstwirt ist daher vollkommen gerechtfertigt, wenn er die Weiden, wo sie sich in Laubholz-Hochwäldern zeigen, mehr als Unkraut wie als wünschenswertes Holz betrachtet, und sie zeitig in der Durchforstung aushaue“. Nach diesen Erkenntnissen und Anweisungen ihres bis heute überaus hoch geschätzten Klassikers verfuhr dann die Forstzunft die nachfolgenden 150 Jahre. In nicht wenigen forstgrünen und hölzernen Köpfen wirken diese Klischees bis heute nach.

Dem Zeitgeist nach den Forstklassikern in der Ära der „rationellen“ Forstwirtschaft der Zinseszinsrechner und der Bodenreinertragslehre waren die Weiden wie die übrigen Weichlaubhölzer „Unholz“ oder „nicht gewachsenes Nutzholz“. Sie waren die bevorzugten und meist einzigen Objekte unerbittlich waldpflegender „Säuberungen“ und „Läuterungen“. Ein Quellennachweis aus dem Urbar der Herrschaft Lichtenstein um 1400 deutete bereits die Vorteile an, die man sich schon sehr früh von der Verfolgung der Weiden erhoffte: „Wenn Salweiden im Niederwald ausgehauen werden, dann wird der Ertrag beim nächsten Stockhieb höher“.

Erste Zweifel an den Segnungen des „neuen Waldes“

Heinrich Burkhardt [1854] hat in einem Standardwerk „Säen und Pflanzen nach forstlicher Praxis“, neben den Forstwirten und Waldbesitzern ausdrücklich den

„Freunden des Waldes" gewidmet, bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts erste ernsthafte Zweifel an den Segnungen des „neuen Waldes" geäußert. Seine veränderte Einstellung kommt bereits im Vorwort zum Ausdruck: *„Es lebe der Wald. Er lebe in noch vielen, vielen (nicht zu kurzen) Umtrieben. Er lebe immerdar, kräftig, markig, ewig schaffend, zu Nutz und Frommen der Menschheit".*

Den Weiden widmet Burkhardt 19 der 527 Seiten seines Buches und bemüht sich erkennbar um eine differenziertere Bewertung auch der „Unhölzer". *„Die Sahlweide tritt häufig als verdämmendes Weichholz auf und verfällt dann dem Läuterungshiebe. Im Mittel- und Niederwald legen sich ihre reichlich hervor kommenden Stockausschläge weit aus, ihr Lichtbedürfnis ist aber so groß, dass nur die stärksten aufrechten Ausschläge sich erhalten können. Die Sahlweide dient zu einigen Zwecken als Nutzholz (Stiele, Leiterscheiden, Tragkörbe etc.), und ihr Brennholz gilt unter den Weiden als das bessere, obwohl die Heizkraft von allem Weiden- und Pappelholze nicht zu rühmen ist. Die bewurzelte Pflanze (nicht als Steckling geeignet) versetzt man zuweilen an Schutthalden, auf verödeten Kalkboden, da diese Weide auch auf trockenem Boden fortkommt, obgleich ihr der frische Waldboden der liebste ist. Als Kopfweide und Werderweide hat sie keine Bedeutung".*

Professor Karl Gayers Waldbaureform rehabilitiert die „Unhölzer"

Als sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in den naturwidrigen Nadelholzforsten Naturkatastrophen wie Sturmwurf, Schneebruch, Insektenkalamitäten alarmierend häuften, wuchs die fachliche Kritik an der rationellen, „wissenschaftlichen" Form der Holzzucht im Wald. Diese Kritik ist bis heute mit dem Namen des Münchner Forstprofessors Karl Gayer verbunden, der die seit längerem aufkeimenden Zweifel zusammenfassend formulierte und der bisherigen Richtung sein aufsehenerregendes und bis in unsere Zeit aktuelles Konzept eines naturgemäßen Waldbaus entgegensetzte. Anders als in den „neuen Wäldern" seiner Fachkollegen, die er ebenso trefflich wie bissig definierte: „Sehen aus wie Wald, sind´s aber nicht!", räumte Gayer auch den verfeimten Unhölzern ein gewisses Daseinsrecht ein. Naturwissenschaftlich exakt beschreibt er *Salix caprea* und überträgt ihr mit den anderen Weichlaubhölzern gezielt Aufgaben im künftigen Waldbau. Gayer unterscheidet die Strauch- oder Kulturweiden von den Baumweiden, denen er die Salweide zusammen mit Silberweide und Bruchweide zurechnet. Dabei anerkennt Gayer die Salweide als „richtigen" Baum: *„Geschlossenen geraden Schaft besitzt vorzüglich die Salweide, auch öfter die weiße Weide; doch neigt letztere in der Schaftform mehr zum Gabelwuchs und öfter zu starker Teilung in Äste und Zweige in nur mäßiger Höhe vom Boden; die Bruchweide erwächst meist krummschäftig".* „Nur die Salweide erweitert den Kreis ihres Vorkommens nicht nur in horizontaler, sondern auch in vertikaler Richtung; sie mischt sich den Laubholz-Hochwaldbeständen überall bei, wo der Boden die erforderliche Frische besitzt und ihr der nöthige unbeschränkte Entwicklungs- und Lichtraum gewährt ist. Sie folgt der Buche auch auf die Gebirge, wo sie Höhen bis zu 1200 und 1700 m ersteigt, doch mehr die parzellierten Wälder und die Randwaldungen, als das Innere großer Complexe bevorzugt".

Im Buchenwald weist er für die Salweide, zusammen mit Linden und Aspen, eine eigene Mischbestandsform aus. *„Wir werfen diese drei Holzarten zusammen, da sie bezüglich ihres Auftretens in unseren Waldungen und bezüglich ihres wirtschaftlichen und technischen Wertes viele Übereinstimmung besitzen. Vorzüglich im Buchenwald gesellen sie sich ein; nur auf nährstoffreichen, frischen Böden erwachsen sie zu nutzbaren Schäften".*

Die Furcht vor nachlassender Bodenkraft und zunehmender Austrocknung zieht sich als roter Faden durch Gayers Überlegungen und sie war der tiefere Beweggrund, sich für die Mischwaldidee zu entscheiden. In diesem Mischwald war auch den Salweiden und anderen Weichlaubbaumarten eine Rolle bestimmt. Gayer wandte sich dagegen, diese völlig auszumerzen, nur ein Übermaß sollte verhindert werden, die „Zuchthölzer" sollten damit überstellt werden, diese Beschirmung allmählich durch Vereinzeln zurückgenommen werden. Obendrein schätzte er deren Rolle als „willkommene Bestandesfüllung auf mangelhaften Plätzen", als Füll- und Treibholz, wie man das später bezeichnete. Gayer wusste, dass die Salweide und ihre Gesellschafter zunächst die jungen Buchen überwachsen und diese unterzugehen schienen. *„Das besagte Verhalten dieser Holzarten ließ dieselben vom Gesichtspunkt der exklusiven Buchenwirtschaft als unberechtigte Eindringlinge und als Unkraut erscheinen und man ist deshalb schon von früh auf auf deren völlige Ausmerzungen aus den jungen Schlägen zum großen Teil heute noch bedacht,- und mit Recht, wenn es sich um ein Einnisten dieser Weichhölzer in horstweisem Zusammenstand und um ein bemerkenswertes Auftreten derselben überhaupt handelt. Nicht zu rechtfertigen aber ist es, wenn die Möglichkeit geboten ist, diese Holzarten einzeln oder truppweise in nutzbarer Stärke im Buchenwald zu erziehen, denn ihr Gebrauchs- und Geldwert steht in diesem Falle heute an sehr vielen Orten über jenem der Buche".*

Gayer hatte sich sorgsam beobachtend ein sehr differenziertes Bild vom Verhalten der von Forstleuten pauschal verdächtigten „Unhölzer“ gemacht: *„Am meisten verdrängend unter den Weichhölzern wirkt die sperrig wachsende Salweide, weniger die Aspe und die Birke; sehr verschattend äußern sich auch Linde und Erle, doch stellen sich die Hölzer nur ausnahmsweise in gefahrdrohendem Maße ein“*. *„Als die Erziehung möglichst reiner Bestände noch das Ziel einer guten Wirtschaft war, wurden alle diese Eindringliche rücksichtslos ausgehauen, man duldet sie selbst da nicht, wo sie als willkommene Bestandsfüllung auf mangelhaften Plätzen gerechtfertigt waren“*.

Renaissance der Korbweiden um 1900

Es sollte noch sehr lange dauern, bis Gayers neue Sichtweise ganz allmählich die jahrhundertelange Fehlprägung im üblichen Verhalten der Förster und Waldbesitzer verändern konnte. Im voluminösen „Illustrierten Forst- und Jagdlexikon“ von Gayers Professorenkollegen Hermann Fürst [1904] werden die Weiden auf dreieinhalb der 916 Seiten abgehandelt. Dabei wird ausgeführt, dass die baumförmig erwachsenden im Auwald zwar geduldet, *„aber wegen ihrer meist ungünstigen Stammform und bei dem geringen Wert ihres Holzes nicht künstlich nachgezogen(werden)“*. Sehr viel eingehender widmet sich das Nachschlagewerk den Korbweiden. *„Der uralte Industriezeig der Korbflechterei hat jedoch in neuerer Zeit, insbesondere auch in Deutschland, einen erneuten Aufschwung genommen, und ist mit der französischen Flechtindustrie in erfolgreichen Wettkampf eingetreten. Der Bedarf an Korbwaren jeder Art (grobes Korbmaterial als Verpackungsmittel jetzt im ausgedehnten Maß verwendet) und die Ausfuhr desselben sei außerordentlich gestiegen, damit aber der Bedarf an guten Korbweiden, der Preis derselben und folgerecht das Bestreben, solche in großer Menge und guter Qualität zu erziehen. Auch an den Forstmann ist an vielen Orten die Aufgabe der Korbweidenzucht herangetreten, Grund genug, sie hier zu besprechen“*. Diese unverhoffte Konjunktur war auch Anlass, die Kultur ausländischer Weidenarten zu propagieren wie der **Kaspischen Weide** (*S. acutifolia*) oder einer Art aus Sibirien, die auch auf trockenen Sanden wachsen sollte. Es folgten detaillierte Anweisungen für „Rationelle Anlagen von Weidenhegern oder Weidenwerdern“.

Neue Wertschätzung der Weiden an der Wende zum ökologischen Zeitalter

Der Eberswalder Forstprofessor Alfred Möller hat von der Gayerschen Lehre ausgehend diese folgerichtig nach modernen biologischen Kriterien zur Idee des Dauerwaldes weiter entwickelt. Da der Begriff des Ökosystems damals noch nicht existierte, bezeichnete Möller den Wald als einen Organismus, wohl inspiriert durch Gedanken des russischen Philosophen Ouspinsky. Möller hat mit seiner Dauerwaldidee die Diskussion um den Wald ebenso bewegt wie Gayer mit seiner Lehre vom gemischten Wald. Beide erschütterten das so fest gefügt erscheinende Gedankengebäude der typisch deutschen Alterklassenforstwirtschaft. Möller durchbrach endgültig die enge forstliche Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts, an deren Unfehlbarkeit von Anfang an seit König und Burkhardt bis hin zu Gayer und von Salisch Zweifel angemeldet wurden. Er stellt das Naturphänomen Wald in den Mittelpunkt seiner Betrachtung und nimmt damit die ökologische Sichtweise der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorweg.

„Jeder einseitige Eingriff in das Waldwesen, sei es Züchtung eines starken Wildstands, Eintreiben von Weidevieh, Streuentnahme, sei es Läuterung mit Aushieb der Weichhölzer, Hochdurchforstung, Lichtschlag oder Blendersaumschlag oder irgend eine Form der Holzentnahme, jeder Eingriff also verändert das Waldwesen, indem er das Gleichgewicht der zahllosen miteinander in Wechselwirkung stehenden Faktoren oder Organe verschiebt,“ [Möller 1922]. Aus seiner Ahnung der komplexen Zusammenhänge und seiner Zielvorstellung, die Stetigkeit des Waldwesens zu bewahren, leitete Möller die Forderung ab, alle Eingriffe in den Wald so behutsam vorzunehmen, dass dieser die Auswirkungen möglichst wenig spürt. Dies musste in Eberswalde, der klassischen Lehrstätte ostdeutscher Kiefernkahtschlagwirtschaft seit dem Akademiegründer W. L. Pfeil, als Kampfansage an alles hergebrachte empfunden werden und entsprechend heftig war die Reaktion, ja, Ressentiments gegen den Revolutionär sind dort heute noch spürbar.

Zur Problematik unserer Betrachtung führte Möller aus: *„Unter der Überschrift „Aushieb verdämmenden Weichholzes“ wird gar oft noch vielerorten ein planloser Vernichtungskrieg gegen alles geführt, was nicht Fichte, Eiche oder sonst zum reinen Anbau bestimmte Holzart ist. Das alles sind grundsätzliche Verstöße gegen den Dauerwaldgedanken“*. Zur Wiedergutmachung und Rückgewinnung der verlorenen Vielfalt empfiehlt er: *„Schon wird viel gewonnen sein, wenn der Dauerwaldwirtschafter seinen Wald sorgsam bis in jeden Winkel durchsucht nach den selten gewordenen Holzarten und Sträuchern, und deren jedes einzelne Stück pflegt und erhält wie ein Naturdenkmal, immer daran denkend, dass jede Art das lebendige Waldwesen vervollständigt, in ihm seine bestimmte Rolle zu*

spielen berufen ist'. „Von solch liebevoller Aufmerksamkeit für die Erhaltung und Mehrung des Vorhandenen ist nur ein kleiner Schritt zum Anbau des Verlorengegangenen. Überall rührt es sich jetzt für den Buchenanbau im Nadelwalde; wo aber wird der wilde Obstbaum, die Elsbeere, die Mehlbeere, wo werden Pfaffenhütchen und Kornelkirsche, wo Schwarz- und Weißdorn im Walde angebaut? Viel zu wenig vom Standpunkt des Dauerwaldes'. „Ist einmal das gesunde Waldwesen in erwünschter Mannigfaltigkeit seiner Arten vorhanden, so ist natürliche Verjüngung nichts weiter als eine Lebensäußerung des Waldes, und künstliche Kultur kommt gar nicht mehr in Frage".

Wertschätzung auf den Kriegskahlflächen

In der Waldbauliteratur der ökologisch aufgeklärteren Zeiten nach dem zweiten Weltkrieg wird unseren Weiden zwar manches Verständnis, aber nur noch bescheidener Raum gewährt. So schreibt J.N. Köstler, der renommierte Nachfolger auf Gayers Münchner Lehrstuhl, in seinem Waldbaulehrbuch: „Zuletzt sind noch die Weiden anzuführen, von denen es in Mitteleuropa nach Hegi 29 Arten gibt mit ungefähr 400 Unterarten und beschriebenen Bastarden. Vom waldbaulichen Standpunkt aus genügt die Erwähnung einiger Baum- und Strauchweiden. Silberweide bildet an Rhein und Donau Baumbestände, denen nur örtliche Bedeutung zukommt. Der baumförmige Wuchs der Salweide ist eine Ausnahmeerscheinung; wie andere Weidenarten siedelt sie sich häufig auf Schlagflächen an. Man hat sie früher rücksichtslos als „Unkraut" auf dem Wege der Schlagreinigung beseitigt und dabei ihre günstigen Wirkungen durch Bodendeckung und Laubabwurf übersehen". „Mit dieser Mahnung zur Mäßigung in der Vernichtung will natürlich nicht verdeckt werden, dass sie häufig durch Verdämmen und bei späterem Ausfall durch Löcher im Bestand der Ertragsleistung höchst schädlich werden kann". Köstler vergaß auch nicht, seine Studenten an den schönen Ausspruch des Schweizer Waldbaulehrers W. Schädelin zu erinnern, wonach die Salweide als „Bienen- und Augentrost" in Ehren zu halten sei.

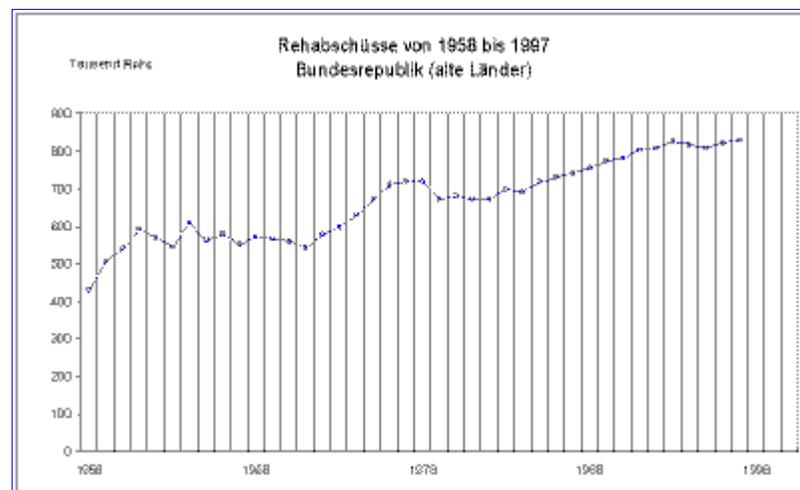


Abb. 20: Rehaberschüsse von 1958 bis 1997 in Deutschland (alte Länder)

Auf den riesigen Kahlflächen, die der zweite Weltkrieg hinterlassen hatte, stellten sich neben der Birke auch Salweiden als Pioniere oft reichlich ein. Der Waldbauprofessor und Waldbaureferent im Bayern der Nachkriegsjahre Rubner befürwortete eine verstärkte Rücksichtnahme auf die Pionierbaumarten als nützliche Vorwaldbaumarten und willkommenes Füll- und Treibholz.

Wie stets in Notzeiten kam der Anbau schnellwachsender Baumarten in dieser Zeit sehr in Mode. Im Fahrwasser des besonders propagierten Pappelanbaus wurde gegendweise auch die vermehrte Kultur der Baumweiden empfohlen, allerdings beides ohne nachhaltige Wirkung.

Salweide als Indikator für das Problemtier Reh

In den ausgedehnten Aufforstungen entwickelte sich geradezu explosiv der Rehwildbestand und verursachte verheerende Verbisschäden nicht nur an den mit unendlicher Mühe und hohem finanziellem Aufwand beigeplanten Laubbaumarten wie Eichen, Hainbuchen und Ahornen sondern unübersehbar auch an den natürlich sich einstellenden Weidenpionieren. Diese Problematik wurde alsbald erkannt und mit großer Sorge angesprochen. Die Schuldigen waren rasch in den Besatzungsmächten ausgemacht, die 1945 die deutsche Jägerei ebenso entwapnet hatten wie die Staatsförster. Wurden zunächst den Siegertruppen schreckliche Massaker an den im Dritten Reich so planmäßig heran gehegten Schalenwildbeständen nachgesagt, wurde ihnen kurz danach sofort die Schuld an den Verbisschäden im Wald angelastet, da wegen der Entwapnung der deutschen Jägerschaft diese davon abgehalten werde, die Wildbestände ordnungsgemäß zu regulieren. Besserung der untragbaren Zustände sei nur durch ein Wiedereinsetzen der Jäger in ihre alten Rechte möglich. Bereits wenige Jahre später verstummen die offiziellen forstlichen Klagen über Wildverbiss. Man ist wieder für die Fragen von Wald und Wild allein zuständig und in einem für deutsche Förster typischen Konflikt jagdlicher Leidenschaft und beruflicher Verantwortung obsiegt weithin in einer traditionellen Messalliance mit der privaten Jägerschaft Hegementalität und Trophäenkult. Nach der umfassenden Restaurierung des Jagdwesens ganz im Sinne des Reichsjagdgesetzes, dessen Geist und Inhalt dessen Väter mit Hilfe der die Zeiten ungeschoren überdauernden Waidmannsloge in das Bundesjagdgesetz hinüber gerettet hatten, setzte die wunderbare Reh- und Rotwildvermehrung erst richtig ein (Abb. 20).

Bis heute bestimmt die Jägerei über die von ihr gehegten Schalenwildbestände, welche Baumarten im Wald noch nachwachsen dürfen. Will der Waldbesitzer mehr, dann muss er seine Verjüngungsflächen im Regelfall mit Drahtzäunen schützen. Bereits anfangs der 1950er Jahre propagierte Professor Köstler aus resignierter Einsicht in die Übermacht der Jägerlobby für die Zukunft den Rückzug eines naturnäheren Waldbaus in den Schutz der Zäune. Die Auseinandersetzung mit der Jagd hielt er für unlösbar, „*in unserer Zeit scheint mit dem Bau kilometerlanger Zäune ein gescheiter Ausweg aus einem sonst nicht lösbaren Problem gefunden zu sein*“. Es war in den folgenden Jahrzehnten auch das Schicksal unserer Salweide, dass sie im deutschen Wald im Regelfall nur hinter Drahtzäunen aufwachsen konnte. Unverbissene Salweiden wurden wie andere Pioniere (Weidenröschen, Himbeere) geradezu zum Indikator für tragbare Rehwildbestände im ungezäunten Wald. Aufgeklärte Waldbesitzer wissen heute die Ablenkung der Schlagvegetation zu schätzen und sie freuen sich deshalb, wenn ihre Kulturpflanzen im Schutz von Salweiden und Himbeeren dem Äser der Rehgeiß ebenso entgehen wie dem Geweih des fegenden Rehbocks. Im Zaun nutzte die Salweide zusammen mit der übrigen Schlagflurgesellschaft diese geschützte Nische oft so intensiv, dass sie durch ihr Übermaß zum Konkurrenzproblem wurde, das man dann im Zuge der „Schlagpflege“ wieder mit Stumpf und Stiel löste wie in den unaufgeklärten Zeiten vor Gayer und Möller. In Bundesländern wie Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen hatte man in den 1980er Jahren ganz im Stil der neuen Zeit Salweiden zusammen mit anderen unerwünschten Konkurrenzpflanzen sogar „aviochemisch“ vom Hubschrauber aus mit Arboriziden bekämpft.

Vom Nutzen der Pioniere im Ernstfall: Waldsterben und Jahrhundertorkane

Einen neuen Stellenwert erlangten die Waldpioniere ab den 1980er Jahren. Als man ein dramatisches flächiges Absterben der alten Nadelholzbestände als Folge des Sauren Regens befürchtete, besann man sich auf den Wert der Pionierbaumarten. Da hatte besonders eindrucksvoll die Eber-esche im Erzgebirge das Fichten-Waldsterben überlebt. Von den Pionieren erhoffte man sich eine Fortdauer baumartiger Bewaldung auch auf extrem versauerten Böden, womöglich eine Wiedergesundung der Böden und einen wohlthätigen Vorwald, unter dem man eine neue Waldgeneration begründen könne.

Als im Spätwinter 1990 Jahrhundertorkane in West- und Süddeutschland Sturmschäden im noch nie gekannten Ausmaß verursachten, bediente man sich nicht selten ganz gezielt der Möglichkeiten einer natürlichen Wiederbewaldung der Schadflächen durch Sukzession unter Einschluss der segensreichen Pioniere wie unserer Salweide. Die Forstverwaltung des Saarlands hat dies mit besonderer Folgerichtigkeit betrieben. Die Entwicklung der Pioniergesellschaften auf den Kahlfächen war Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Forschungen. Erstmals wurde eine Dissertation ausschließlich den Pionieren Salweide, Birke und Vogelbeere gewidmet. Seither wissen wir wichtige Details mehr über die wichtige Rolle dieser Arten im Ökosystem Wald. So kann die Salweide ebenso wie Aspe und Birke aus dem Unterboden lebenswichtige Pflanzennährstoffe nach oben holen, richtiggehende Phosphor- und Kalipumpen, welche die durch Immissionen zunehmend versauerte Oberböden mit diesen Basen wiederbeleben. Mit ihrer Laubstreu, die ein Kohlenstoff/Stickstoff-Verhältnis gleich günstig wie die Linde und deutlich besser als Eiche und Buche hat, verbessert sie Humuszustand und Oberbodenverfassung. Auch das sozial verträgliche, Mischungsförderliche Verhalten

der Pioniere ist eingehend untersucht, ihre vorteilhafte Wirkung als Füll- und Treibhölzer nun auch quantitativ bewiesen. Staatliche Forstverwaltungen machen sich inzwischen die neuen Erkenntnisse zunutze und beziehen die segensreiche Wirkung der Pioniere über die Phase der Bestandserneuerung und den Vorwald hinaus auch in kostengünstigere und ökologischere Pflegekonzepte für die Bestandserziehung ein.

Der Naturschutz entdeckt den Wald: Salweide als Schmetterlings- und Vogelbaum

Der deutsche Naturschutz hatte sich allzu lange um den Wald kaum gekümmert, und wenn, dann um Reste historischer Waldnutzungsformen wie Hutewälder oder Nieder- und Mittelwälder. Immerhin, der in diesen Wäldern so rar gewordenen Salweide hatte das Reichsnaturschutzgesetz einen besonderen Schutz vor mutwilliger Zerstörung eingeräumt. Heute wendet der amtliche wie der organisierte private Naturschutz dem Wald seine besondere Aufmerksamkeit zu. Angestoßen wurde diese zunächst durch die Auseinandersetzungen um einen ersten deutschen Nationalpark im Bayrischen Wald.

Mit der alle Kreise der Bevölkerung erfassenden Diskussion um das Waldsterben kam es zu einer immer breiteren Anteilnahme am Geschehen in den Wäldern. Dieser Prozess wurde durch die legendäre UN Konferenz in Rio 1992 mit Verabschiedung einer Walderklärung und Unterzeichnung einer Resolution zur Erhaltung der Biodiversität gewaltig vorangetrieben. Die Umwelt- und Naturschutzorganisationen beteiligen sich intensiv an der internationalen Debatte über Möglichkeit und Formen nachhaltiger Nutzung der Wälder. In Deutschland erarbeiteten sie zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW), staatlichen, kommunalen und privaten Forstverwaltungen, kommunalen Spitzenorganisationen und einschlägigen Gewerkschaften einen nationalen Standard für die Zertifizierung naturverträglicher Waldwirtschaft. In diesen Überlegungen wurden die neuzeitlichen Erkenntnisse zu Waldökologie ebenso berücksichtigt wie die jahrzehntelangen Erfahrungen in der Tradition Gayers und Möllers arbeitender Forstpraktiker.

Inzwischen haben Naturfreunde und Naturschützer dazu gelernt, welche Schlüsselrolle unsere Salweide weit über ihre Bedeutung als erste Pollen- und Nektarquelle für die Bienen der Imker im Ökosystem einnimmt. Die Salweide ist mehr noch als ein Bienenbaum ein Baum der Schmetterlinge. Den Raupen von 27 Schmetterlingen, darunter prächtige Tagfalter wie Trauermantel und Großer Eisvogel, dient das Laub der Salweide als Futtergrundlage. Dieser Bienen-, Schmetterlings- und Augentrost ist aber auch ein Vogelbaum. Wenn der Zilpzalp in der zweiten Märzhälfte aus dem Süden zurückkommt, wird er magisch von den Palmkätzchen der Salweide angezogen. Nicht umsonst heißt er auch Weidenlaubsänger: Der Zeitpunkt seiner Rückkehr ist an das Blühen der Salweide so eng gebunden wie das seines Verwandten, des Fitis, an die Birke mit deren Austreiben er aus seinen fernen südafrikanischen Winterquartieren zurück kommt. Der Zilpzalp findet an den blühenden Weiden nicht nur die ersten Insekten, er nutzt vor allem die üppige Nektarquelle und das reiche Pollenangebot. Auch Blaumeise, Sumpfmehleise und Schwanzmehleise, aber auch die besonders früh zurückkehrende Mönchsgrasmücke, wissen als „Nektarvögel“ an dieser Energiequelle an kühlen Vorfrühlingstagen, wenn das Insektenangebot noch knapp ist, zu saugen. In anderen Kontinenten ist Blütennektar die Lebensgrundlage spezialisierter Vogelfamilien, in Amerika der Kolibris, in Afrika und Ostasien der Nektarvögel. Es hat lange gedauert, bis wir uns bewusst wurden, dass auch für einige unserer europäischen Vogelarten diese ergiebige Nahrungsquelle, zumindest im zeitigen Frühling, bedeutsam ist. Selbst Spechte bedienen sich in dieser Jahreszeit vegetarischer Angebote im erwachenden Wald: Sie hacken die Rinde an und lecken den aus den Wunden austretenden gehaltvollen Baumsaft. An älteren, baumförmigen Salweiden findet man die Spuren dieser Tätigkeit, die besonders an Linden als „Spechtringelhacken“ bekannt ist.

Die Salweide im Urwald und im Dauerwald des nächsten Jahrtausends

Deutschland war von Natur aus ein Waldland, in dem die Rotbuche die weitaus verbreitetste Baumart war. Unser Wissen über die biologischen Vorgänge in unseren ursprünglichen Wäldern war bis vor einigen Jahren noch sehr verschwommen und stark von Vorurteilen geprägt, die aus unseren Buchenwirtschaftswäldern abgeleitet waren. Erst die wissenschaftlichen Arbeiten slowakischer, slowenischer und rumänischer Forstwissenschaftler in Buchenurwäldern des Balkans haben Licht ins Dunkle des Buchenwaldes gebracht. So beschreibt Stefan Korpel [1995], ein slowakischer Gelehrter, Buchenurwälder als ein Mosaik kleinflächig nebeneinander ablaufender Entwicklungsphasen, wobei die reifen Stadien überwiegen. Störungen auf größeren Flächen (stets unter zehn Hektar) durch Sturmkalamitäten sind die seltene Ausnahme und werden „mit Hilfe der natürlichen Sukzession verhältnismäßig schnell durch Klimaxbaumarten des Hauptwaldes mit langer Lebensdauer besetzt“. Die Baumarten des Vorwaldes, auf nahrhaftem Boden gewöhnlich die Salweide und

Espe, auf saurer Unterlage Birke und Eberesche, bilden schon im Verlauf von 10 – 15 Jahren einen geschlossenen Vorwald. Nach ungefähr 25 - 30 Jahren bildet sich ein Übergangswald mit zahlen- und massenmäßigem Übergewicht der langlebigen Hauptbaumarten. Durch diese Erkenntnisse werden die bei uns in den jüngsten Jahren aus Forschung und praktischer Erfahrung auf Sturmflächen gewonnenen noch unterstützt.

Es dürften somit keine fachlichen Zweifel mehr bestehen, welche wichtige Funktion unserer Salweide in einer zeitgemäßen, sach- und zunftgerechten Waldwirtschaft zukommen müsste. Zum Abschluss des Jahres der Weiden ist es tröstlich zu wissen, dass die zweihundertjährige Leidensgeschichte dieser verkannten Baumart endgültig ein abgeschlossenes Kapitel der Forstgeschichte ist. Die Hoffnung ist nicht unberechtigt, dass den Weiden und all` den anderen heimischen, im deutschen Försterwald zwei Jahrhunderte so sträflich vernachlässigten Baumarten in den Dauerwäldern des nächsten Jahrtausends Wiedergutmachung zu teil werden könnte.

„Ich weiß, dass ich bei vielen Berufsgenossen und in weiten Bezirken mit meiner Hinweisung auf die naturgerechten Forderungen des Waldes wenig Gegenliebe finde (es ist auch begreiflich, dass hierfür die in der Schule des Kahlschlags erwachsene Generation nur wenig Geschmack haben kann), namentlich in einer Zeit, welche in allen ihren Unternehmungen fast allein nur mehr einen möglichst hochgesteigerten und möglichst rasch anfallenden Geschäftsgewinn als das treibende Motiv erblickt.

Dennoch aber findet, soweit ich die heutigen Verhältnisse zu überblicken vermag, die Anschauung und Überzeugung vieler durch den Zug der Zeit nicht gefangen gehaltener Forstmänner, dass andere Wege betreten werden müssen, mehr und mehr Boden; das Gefühl der Unsicherheit und des Zweifels beim Blick in die Zukunft zieht immer weitere Kreise und weckt bei vielen das waldbauliche Gewissen auch für das Interesse der kommenden Geschlechter" [Gayer 1906].



© 1995-2000 - Bayerische Landesanstalt für Wald und Forstwirtschaft
Dokument: LWF-zertifiziert - Informationen aus der Wissenschaft/ April 2000